

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 14

Rubrik: Kleine Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verteidigungswerke damit unter die Kontrolle hitlerfreundlicher Beamten geraten würden. Die außenpolitische Konsequenz wäre damit gegeben: Prag würde sich sofort der „Achsenpolitik“ anschließen, dem Namen nach jedoch nur die „ewige Neutralität“ der Republik erklären und hinter dieser Fassade durch Aufziehen eigener tschechischer Faschistenorganisationen den Anschluß ans Reich vorbereiten.

In allernächster Zeit schon wird man erkennen, ob die Tschechen mit den Konzessionen beginnen und so den „Anfang vom Ende“ proklamieren. Werden Neuwahlen angeordnet, bedeutet das an sich noch keine Gefahr. Akzeptiert man aber Hitlerleute als Minister, dann hat man sozusagen den Holzwurm ins eigene Gebälk gefest.

Wie nun aber, wenn Prag diese Henleinminister nicht akzeptiert? Es kann beispielsweise 30 % deutsche Minister und Beamte bestellen, doch nicht „Sudetendeutsche“, sondern Partei-Unabhängige, sofern sie aufzutreiben sind, oder Sozialisten. Und es kann dafür sorgen, daß die militärischen Objekte unter tschechischer Kontrolle bleiben. Es kann den deutschen Gemeinden Selbstverwaltung bieten und die Bezirke als autonome Gemeinwesen organisieren. Aber es kann dadurch Berlin nur beleidigen, indem es eben Henleins Leute als Staatsfeinde ablehnt. Dann müßte das Dritte Reich weiter gehen und den Aufstand der Deutschen in Szene setzen und durch die gehörige Zahl von „Freiwilligen“ verstärken. Immer noch unter eigener militärischer „Nichteinmischung“. Und immer noch würde Frankreich den „Bündnisfall“ nicht erkennen dürfen . . .

Berlin hat von England eine halbe Zusicherung erhalten, im Falle eines Einmarsches in die Tschechei neutral zu bleiben. Das geschah in der großen, grundlegenden Erklärung des Premiers Chamberlain, die darin gipfelte: England sei just in diesem Falle rechtlich nicht verpflichtet, zu marschieren. Und obwohl er beifügte, es würden nicht nur rechtliche Grundlagen entscheiden, ob England eingzugreifen habe, steigerte sich das Mißtrauen gegen London bis zum finstern Argwöhnen geheimer deutsch-britischer Abmachungen, auf eine förmliche Auslieferung Prags an Hitler. Man überlegt: Wenn England nur bedingt marschiert, sogar für den Fall des offenen Kriegs, wird es das Geringste tun, wenn der verkappte Krieg begonnen wird? Es wird nichts tun und damit auch die Franzosen lähmen. Und die Franzosen? Wo in aller Welt sollten sie Deutschland angreifen? Die Rheinlandfestungen sichern das Dritte Reich ebenso, wie die Maginot-Linie Frankreich sichert, und ein Niederkämpfen dieser Festungen würde Monate dauern und ungeheure Opfer kosten. Bis dahin aber müßten die Tschechen längst verblutet sein.

Man darf nicht vergessen, daß auch das, was in Spanien geschieht, eine Etappe auf dem Wege nach Prag bedeutet. Die Offensive Francos wurde bis Caspa-Alcaniz und das große Ebrosnie vorgetragen und nach dem Verfehlen des republikanischen Widerstandes nördlich des Ebros verlegt. Dort sind nun auf einer Frontbreite von 150 Kilometern die Stellungen der Regierung abermals überrannt und die Einbruchstore auf der Straße Saragossa-Lerida und Huesca-Barbastro geöffnet worden. Mit diesem neuen Schlage verliert der Keil die gefährliche Flankenbedrohung, die noch Mitte März der Regierung ausfiel auf Gegenaktionen geboten. Nun scheint noch eine dritte Aktion im Gange: Die Landung italienischer und deutscher Abteilungen in der Gegend der Ebros-Mündung, und damit das baldige Abschneiden Kataloniens vom übrigen Spanien. Sobald das geschehen sein wird, steht Paris vor der Tatsache, daß die Deutschen die Pyrenäen beherrschen und von dort aus angreifen könnten, falls das tschechische Spiel losginge.

—an—

Kleine Umschau

So, der Märzstaub hat seine Vorherrschaft über unsere Lebensbedingungen brechen müssen, zwar bloß für einige wenige Tage, an denen es regnete. Aber wie alles in der Welt

seine Rehrseite hat, so auch dieser in Anbetracht der allgemeinen Hustenanfälle und Rhümen sehr hygienische Witterungseinbruch: wir mußten wieder von neuem unsere Defen aufmachen und unsere Winterfächer hervorholen. Das ist eben Bern, ist man versucht zu sagen. Aber auch in andern Ländern unseres Himmelsstriches ist die selbe Erscheinung eingetreten, also können wir uns mit deren Bewohnern trösten und gleichzeitig feststellen, daß unsere Bundesstadt diesmal keine Sonderstellung eingenommen hat.

Der Wettersturz fiel natürlich wieder mit der Eröffnung der Schützenmatt zusammen. Rumpf-Schützenmatt sei eigentlich der richtige Ausdruck, bemerkt mein Begleiter in anbetracht deren Verlegung auf den Waisenhausplatz und die Ferdinand-Hodler-Straße. Wird der Ausdruck „Schützenmatt“ der Bundesstadt verbleiben, auch wenn sie ihre definitive Niederlassung in irgendeinem Quartier oder Gebiet erhalten wird? Enfin — das Bild der frierend und fröstelnd vor ihren Schaubuden oder in ihren Schießständen stehenden und wartenden Artisten, Artistinnen und Schützenliesel scheint eine bleibende Erscheinung der „Schütz“ zu deren Eröffnung geworden zu sein. Nach der Eröffnung wirds dann wieder besser. Daß man durch die Bundesstraßen wandelt, den Duft der Schützenmattschüchli auf sich einwirken läßt, zuschaut, ob der andere in der Schießbude etwas trifft, schaut, wer unter dem alles bedeckenden Tuch des Raupenkarussells hervorkommt, auf die unheimlichen Geräusche aus der Gespensterbude wartet und bei den „Menschenattraktionen“ Aufstellung nimmt und dort ebenfalls wartet, bis einer hineingeht, das ist nun einmal so in Bern. Wir sehen unsere Staatenlenker von irgendeiner Sitzung kommend durch die „Schütz“ wandern; Vorstandsmitglieder lebens- und staatenwichtiger Verbände ihre „Gwundernase“ auf der Schütz füttern, bevor sie in einer Versammlung ihre erdauerten und juristisch ausgeklügelten Sentenzen loslassen. Kurz, die Schütz ist auch diesmal eine Einrichtung für Alle und wird es wohl immer bleiben. Aber angesichts des Negers, der zusammen mit andern Menschenraritäten sich alle Mühe gibt, die gaffende Menge zum Besuche der Bude zu verlocken, erinnern wir uns eines Vorfalls aus unserer Kinderzeit, da in einer Schaubude ein Neger erschien. Damals hielten es die Stadtkinder, gestüpft von den ortsansässigen Geschäftseuten, noch nicht für nötig, Ukase gegen den unlauteren Wettbewerb zu erlassen. Aber gleichwohl tauchte der Gedanke auf, mit dem Neger dürfte es nicht ganz richtig sein, und man könne dem zahlenden Publikum mit keinem Schwindel aufwarten. Und so kam denn vom Stadthaus her der Befehl, der Neger sei am ganzen Körper mit Rasi abzuwaschen, auf daß man feststellen könne, ob er echt oder bloß angestrichen sei. Befohlen — getan! Was aber kam dabei heraus? Die Farbe ging nicht ab, war also keine Farbe. Der Mohr war dennoch echt. Der arme Kerl, der während der ganzen Prozedur schrecklich geschrien hatte, mußte mit verbrannter Haut ins Krankenhaus eingeliefert werden!

Nun geht die Saison der Theatervorstellungen zu Ende. Man konnte bei Dilettantenvorstellungen wiederum allerhand genießen und sich durchwegs am Eifer der Darsteller erfreuen, denn es ist immer begrüßenswert, wenn man für derartiges Zeit und Lust aufbringt. Derjenige aber, der da glaubt, unsere hiesige und heutige Welt wolle nichts mehr von Dingen wissen, die ans Gefühl rühren, sah sich mehrfach getäuscht. Solche, die das behaupten, hätten einer Vorstellung, die Menschenschicksale behandelte, beiwohnen sollen: alles weinte, Jung und Alt, Männer und Frauen. Und als der Vorhang sich schloß und im Saale wieder Licht aufblinkte, ging ein Schneuzen und Abwischen tränengeröteter Gesichter los. Und am Büffet dauerte es eine ganze Weile, bis die Fräuleins sich vom Schluckzen erholt hatten und wieder Bier und Raffee einschenken konnten!

Ansonsten werden in der Bundesstadt wieder allerhand Dinge verrichtet, die mit Frühling und Sommer zusammenhängen. So sorgt man wieder für den Fußgänger. Die goldgelben Fußgängerstreifen, die von Schnee, Eis, Staub und Wagenrädern zum Verschwinden gebracht wurden, werden in

leuchtendem Gelb neu bestrichen und stellenweise in den Asphalt neu eingelassen. Mehr noch als das: die breiten Fußgängernägel, wie wir diesen Straßenbelag zum Unterschied von gewöhnlichen Nägeln benennen möchten, werden wieder bei den Uebergängen eingeschlagen, nachdem sie ungefähr vor einem Jahr sämtliche als „überholt“ und unpraktisch fein säuberlich ausgerissen worden waren. Das Geld liegt auf der Straße! Wieder einmal wird uns die Wahrheit dieses Spruches inne, nicht im Hinblick auf die goldenen Fußgängerstreifen, die im Schein der Frühlingssonne aus dem grauen Asphalt herausleuchten, sondern in Gedanken an die Erfindung

eines dauerhaften, unverwüßlichen Fußgängerstreifenbelages, der das Einschlagen und Herausreißen und Wiedereinschlagen der Nägel und das Aufsuchen und Neubestreichen der gelben Streifen hinfällig macht.

Dann tun wir wieder, um auf dem Laufenden zu bleiben, einen Blick in den Inseratenteil der Zeitungen. Und da fällt uns ein Heiratsgesuch in die Augen, durch das ein Bauernbursche eine Ehegefährtin, die im Besitze einer Tracht ist, sucht. Meine junge Freundin fängt an zu fichern und zu „pfupfern“, und wie sie endlich der Worte mächtig ist, setzt sie mir auseinander, das sei nicht wegen der Trachtenbewegung, sondern aus Ersparnisrücksichten. Und wie ich ihr den Mangel an idealistischer Lebensauffassung verweise, da erzählt sie mir, das sei ja gar nichts anderes, denn es gebe viele Heiratskandidaten, die nur dann ein Verlöbniß eingingen, wenn ihre in Frage kommende zukünftige Ehegefährtin ein gut instand gehaltenes falsches Gebiß besitze, „nicht damit man gleich nach der Heirat zum Zahnarzt laufen muß“. Womit der praktische Sinn gewisser Kreise, der selbst die Liebe nicht blind werden läßt, erbracht ist.

Und da wir gerne prinzipielle Dinge, auch wenn sie sich ferne von unsern Grenzen zutragen, zur Notiz nehmen, so führen wir den Briefwechsel der Budapester Polizei mit dem Kinobesitzer-Verband an, der zufolge der „Zuckerhüte“, die die Damen gegenwärtig auf ihren Locken aufgetürmt tragen, entbrannte. Nämlich in einem Kino ging ein Proteststurm los, weil diese Hüte den Besuchern auf den hintern Plätzen die Sicht behinderte. Die Damen aber weigerten sich, die Hüte abzunehmen. Demzufolge: Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit, Briefwechsel zwischen Polizeichef und Kinobesitzer-Verband. Der Polizeichef forderte, daß die hohen Damenhüte abgenommen werden müßten. Die Kinobesitzer meinten, man möchte lieber die Damen darauf hinweisen, nicht so unsinnig hohe Hüte zu tragen und damit ihren Mitmenschen Ärger zu bereiten. Was hat jetzt dieser Notenwechsel gefruchtet? Das Schlußwort haben nunmehr die Damen, und die Hütepolizei wird nach wie vor das Publikum selber machen müssen! Zuegumenand.

Wunschzettel

Die Sudetendeutschen „wünschen“
Kategorisch gleiches Recht,
Doch den eingefleischten Tschechen
Passen solche „Wünsche“ schlecht.
Konrad Henlein ist der Spieler,
Hitler meistert die Regie.
Die Erfüllung jener „Wünsche“
Regelt dann fein „Wann“ und „Wie“.

Mexiko „wünscht“ zu besitzen
Alles Del, das man erbohrt,
Doch die Briten und die Pankees
Machen sich nicht gerne fort.
Herr Cardenas bleckt die Zähne:
„Unfre Dese „wünschen“ wir!“
Doch die bohrenden Magnaten
Protestieren: „No, my dear!“

Und in Frankreich „wünscht“ die Linke
Alles via Léon Blum,
Doch nicht alle sind begeistert
Von der Roten „Meistertum“.
Um die „Wünsche“ zu belegen,
Greift zum Streik man. Die „Nation“,
Einstmals groß, fällt aus den Fugen,
Jedem Einheitswunsch zum Hohn.

Auch bei uns nimmt noch kein Ende
All' der „Wünsche“. Vielerlei.
Jeder wünscht sich eine Spende.
Ob's dem Fiskus möglich sei,
Das denkt keiner. Wunschgelüste
Auszusprechen, das ist leicht,
Doch Erfüllung ist nur möglich,
Wenn der „Nervus rerum“ reicht!

Bedo.

Unser Parterre-Geschäft ist erweitert

Wir haben unsere Rayons für

**Handschuhe
Strümpfe
Socken
Cravatten
Parfümerien**

in unsere Parterreräume verlegt.
Zu den Vorteilen unserer altbewährten
Qualitäten und der raschen und sorgfältigen
Bedienung kommt nun noch die
bequeme zentrale Lage des
Geschäftes

Mit höflicher Empfehlung

Hossmann & Rupp

Waisenhausplatz 1—3

Wedgwood

das beliebte Tischgeschirr
WWE CHRISTENERS ERBEN
an der Kramgasse



Am 1. können Sie
eintreten!

Ich machte immer gute Erfahrungen mit jungen Leuten, die sich im Humboldtium das kaufmännische Rüstzeug holten. Prospekt und Rat unverbindlich.

HUMBOLDTIUM

Bern, Schloßstr. 23, Tel. 23.402